

„Wenn wir nur...! Wenn wir nur...! Nur...“ Nach einer mitreißen- den Rede am Fuß des Kreuzes Christi im Capitol-Studio gerät der römische Held ins Stocken und blickt ratlos zum Regisseur. Gerade noch hatte die Aufnahmecrew den Atem angehalten und dem Schauspieler verzaubert zugehört. Und dann das. „Glauben, Baird. Wenn wir nur einen Glauben hätten,“ souffliert der Mann im Regiestuhl, der durch den Studiohimmel schwebt, und ruft: „Schnitt!“

Auf diese Szene hatte ich gewartet. Ohne es zu wissen. Wie sonst sollte ein Text über das Fügen der Dinge und die glückliche Fügung beginnen als mit einer Fügung? Dass ich den Film „Hail, Caesar!“ erst an Weihnachten 2016 ansah, war ungewöhnlich. Hätte ich ihn, wie sonst die Filme der Coen-Brüder, sofort nach seinem Erscheinen gesehen, dann wäre die Szene kaum zum Beginn die- ses Textes geworden. Sie wäre nicht eingetreten, in mein Denken gerückt. Ich hätte sie aus der Erinnerung wiederholen müssen, aber dann wäre sie ein Puzzleteil unter anderen gewesen, das an andere Teile gefügt worden wäre, darauf vertrauend, dass eine neue, glückliche Fügung eintreten werde.

Nun aber drängte sie sich auf. Die in ihr verdichtete Reflexion über Glauben und Täuschung oder Enttäuschung traf sich mit meinem ungu- ten Gefühl, dass ich in diesem Text über Glauben würde schreiben müssen. Das ahnte ich nach dem Gespräch mit Nasim Weiler über die Ausstellung und ihre Bitte, einen - freien - Beitrag dazu zu schreiben. Davor scheute ich mich und es ist mir auch jetzt noch, nachdem ich darüber geschrieben habe, peinlich. Denn das Meiste, was Menschen wie ich, ohne Konfession, über/s Glauben zustande bringen, wirkt schnell pathetisch, salbungsvoll und kitschig oder aber banal liberal, zynisch, nihilistisch.

Joel und Ethan Coen haben für ihre Glaubensreflexionen treff- sicher die Form der Komödie gewählt und in der erwähnten Szene das Dilemma auf den Punkt gebracht: Sobald man seinen Glauben als Glauben einfordert oder benennt, ist er verschwunden. Der Zauber erlischt. Im Film gerät natürlich nicht der gerade bekehrte Autolochus Antoninus ins Stottern, sondern der ihn spielende Baird Whitlock, den wiederum George Clooney grandios einfältig gibt. Der Glaubenszauber, den er mit leuchtenden Augen und aufs menschlich Gute pochenden Worten im Aufnahmestudio

erzeugte, war vorgetäuscht. Emphase und Selbstbetrug. Großes Schauspiel eben, abgefordert vom Capitol-Studiochef Eddie Mannix. Der hatte in der Szene zuvor den nach seiner Entführung durch kommunistische Drehbuchautoren und nach einem Gespräch mit Herrn Professor Marcuse plötzlich revoluti- onär gestimmten Whitlock mit einer knallharten Ohrfeige zurück auf den Teppich des Filmgeschäfts geholt und ihm befohlen: „Geh da raus und spiel!“ Und Baird ging raus und spielte sich die Seele aus dem Leib. Bis ihm das entscheidende Wort entfällt. Im Film ist die Aufnahme für die Katz, die Enttäuschung groß, aber vor dem Film zündet der Funke. Zwar ist den zuschauenden Zeitgenossen klar, dass der naive Glaube an Gott verloren ist, dass es Glauben sowieso niemals einfach, wahr und unschuldig gegeben hat, aber dennoch gibt es da etwas: die Hoffnung auf die verändernde Kraft der Kunst.

Obwohl man es also nicht benennen und beschwören sollte, weil die Sache schnell zu implodieren droht, schreibe ich es trotzdem. Ich glaube, dass alle Künstler, je nach Bedeutung mehr oder weniger, glaubten und glauben: An das Eintreten von etwas Uner- wartetem, von etwas Anderem, von unbestimmter Veränderung. Das meint weder Glauben an Gottesvorstellungen noch an den Tod Gottes noch an den Menschen als Gott, meint nicht Glaube an etwas oder an nichts oder einfach an sich selbst, nicht Glaube an Gesetze und Vorschriften und vorformulierte Heilsversprechen. Das Glauben, das einer künstlerischen Existenz unterliegt, ist eher als grundsätzliches, dabei durch nichts begründetes Vertrauen auf Fügung zu beschreiben. Ein Welt wahrnehmendes Vertrauen darauf, dass durch eigenes Wirken/Gestalten/Fügen etwas entsteht, was zuvor nicht nur nicht in der Welt war, sondern an sich undenkbar war. Dass ein Werk entsteht, das ebenso welt- haltig wahrgenommen wie weltüberschießend neu ist, so dass es sich auswirkt, sich verbreitet und wirkt.

Ein auf Fügung vertrauendes künstlerisches Handeln unterschei- det sich fundamental von einer willentlichen, zielgerichteten, auf Belehrung oder Heilsversprechen ausgerichteten Kunsthandlung, so wie sie aktuell angesagt ist, weil sie die Hoffnung auf politische Wirksamkeit der Kunst bedient. Die neuerliche Politisierungswelle ist aber schon zu Beginn erschöpft, nicht nur weil sie Walter Benjamins Konstatierung der „Politisierung der Ästhetik“

wenig Neues hinzufügen hat, sondern weil sie fast immer nur etwas besser weiß, statt etwas zu eröffnen.

Und das reicht im komplexen Geflecht der Gegenwartswelt nicht hin, in dem die Fundamentalopposition, auf die Benjamin reagieren musste, in einer toxischen Komplex- und Differenzwolke aufgelöst ist. Heute brechen Gegnerschaften an unbestimmten, brüchigen, schwankenden Oppositionslinien auf, dafür entstehen in Mikrosekunden mächtige Gemeinschaften und ganze Menschenmassen vertrauen Politikern, die ihnen die Welt einfach reden. Passend dazu liefern sich immer mehr Einzelne Gottes- oder Blutgesetzen aus, die ihnen eine einzige Wahrheit radikal vorschreiben. Es war nie einfach, aber jetzt ist alles unerträglich nah, sicht- und spürbar komplex verstrickt und verkettet.

Angesichts der kursierenden, konkurrierenden Glaubensbekenntnisse scheint es unmöglich bis gefährlich, Glauben und Vertrauen anders zu denken und offen zu wahren. Aber mir geht es nicht um ein Rezept, sondern um Erfahrung. Glauben und Vertrauen können nicht gewählt und übergezogen werden, sondern entspringen der offenen Annahme eines Geschicks. Sie sind Folge einer Entschiedenheit. Folge von Hören, Empathie, Achtsamkeit, Sich-Fügen, Folge einer aufrichtigen Anerkennung des anderen, der anderen. Passivität, Hingabe und Leiden machen weit mehr als die Hälfte eines Künstlerlebens aus. Künstler sind keine Hipster. Sie erfinden sich nicht täglich neu wie Unbesonnene glauben. Kunstmachen ist auch nicht cool. Wenn es so aussieht, dann ist es Schauspiel, Schutzschirm. Am Ende lässt nur das Vertrauen auf Fügung die ständig bedrängende, ewig schmerzhafteste Wahrnehmung dieser verqueren Welt sowie die unendlich vielen Enttäuschungen ertragen. Es gibt den Mut zum Handeln - in Demut angesichts dessen, was ist und was (noch) nicht ist - mit der nicht abschätzbaren Aussicht, der Welt eine unbestimmt andere, glückliche Wendung zu geben.

Was anderes hatte Walter Benjamin im Sinn, wenn auch umfassender, weil in extrem finsterner Zeit, auf der Folie marxistischen Denkens? Seinen Schreibskizzen zum dialektischen Bild ist die Hoffnung auf die - immer ausstehende - Ankunft des Messias unterlegt. Paul Klees Angelus Novus begleitete ihn. Auch Herbert Marcuse, der im Film der Coen-Brüder den naiven Baird Whitlock

kurzzeitig in einen Revolutionär verwandeln darf, war in seinen späten Jahren vom Eintritt der freien Gesellschaft überzeugt, in der die vitalen Bedürfnisse der Menschen nach Glück und Freude die Entfremdung aufgehoben haben würden (statt wie Theodor Adorno vor dem undurchdringlichen Verblendungszusammenhang des falschen Lebens zu resignieren).

Inspiration, schrieb Emmanuel Levinas 1976 in einer Vorlesung über Gott, überschrieben mit dem Titel „Zeugnis und Ethik“: „Inspiration: das empfangen zu haben, ohne zu wissen woher, dessen Urheber ich bin.“ Wer glaubt, ist immer schon inspiriert worden, vor allem Wissen. Für Levinas ging es um das Zeugnis des Göttlichen im Sein. Aber was geschieht mit dem, dessen Urheber ich bin? Es ist Zeugnis und muss gegeben werden. Inspirieren wäre dann: bezeugen und geben, was empfangen worden ist, ohne zu wissen wozu.

Künstler arbeiten hart für glückende Fügungen. Sie sind ihr Geschenk. Sie berauschen. Sie erscheinen leicht und offen, treffend und vollkommen selbstverständlich, dabei ist in jeder von ihnen die Welt unbekannt verdichtet. Alle geglückten Werke führen diejenigen, die ihnen begegnen, ins Nicht-Wissen, ziehen sie tiefer und tiefer ins Sehen und Denken dessen hinein, was in ihnen anders verfügt ist, ohne nötigen oder auf etwas ausrichten zu wollen.

Vertrauen auf Fügung

Ute Vorkoeper, Hamburg, Januar 2017

Bemerkungen aus Anlass der Ausstellung
„über das Fügen der Dinge - Par raccroc“
Katinka Bock, William Engelen, Francisco Tropa
Galerie Jocelyn Wolff, Paris